

Leute ihn schildern,« sprach die Frau, »was könnte ihn treiben, zu uns zu kommen, wie könnte er den Namen des Heilandes nennen, wenn sein Herz es nicht ehrlich meinte.«

Heinrich vermochte das Ganze noch nicht zu begreifen, er hatte bis jetzt geschwiegen, endlich sagte er: »Aber unser seliger Vater hat gesagt, daß die Frömmigkeit des Fabrikherrn eitel Heuchelei und Schein sei, und daß sein Herz kein Mitleiden kenne, und der Vater hat nie gelogen.«

»Nein, Kind,« erwiderte die Mutter, »das hat er nicht, aber er konnte sich irren, er konnte ihn verkennen. Hast Du doch selbst an seine Aufrichtigkeit geglaubt, als er Dir den Arbeitslohn erhöht hatte.«

»Nein, das habe ich nicht,« entgegnete der Knabe, »ich war der festen Ueberzeugung, daß der Meister Anton es bewirkt habe.«

Der Fabrikherr kam jetzt öfter in die Hütte der armen Witwe und unterstützte sie auch. Seine frommen Reden hielt sie für Aufrichtigkeit und tadelte oft ihren Sohn, der sie für Heuchelei hielt, weil sein Vater den Fabrikherrn so geschildert hatte, und seines verstorbenen Vaters Worten glaubte er fest. Weshalb des Fabrikherrn Benehmen gegen ihn und seine Mutter ein ganz anderes geworden war, vermochte er sich nicht zu erklären, konnte aber einen in ihm aufsteigenden Argwohn um so weniger unterdrücken, je mehr er darüber nachdachte, und hätten nicht die Seinen durch diese Unterstützungen einige Erleichterungen erhalten, er würde sein früheres ärmeres Loos zurückgewünscht haben. Der Fab-

rikherr hatte die Aeußerung gegen seine Mutter fallen lassen, daß er gern bereit sei, ihre Tochter Elisabeth in sein Haus zu nehmen, allein dagegen protestirte Heinrich mit allen Kräften.

»Du verkennst den Fabrikherrn ebenso sehr wie Dein seliger Vater,« sprach seine Mutter zu ihm, die durch die Freundlichkeit desselben ganz für ihn eingenommen war. Dieser Vorwurf schmerzte den Knaben tief, denn das Andenken an seinen Vater war ihm heilig und theuer.

Wenige Tage darauf besuchte der Fabrikherr wieder die Wittve und da sie so weit hergestellt war, daß sie ihre Tochter entbehren konnte, machte er ihr das Anerbieten, dieselbe seinem Bruder, dem Pastor zu überlassen, der ein gutes, junges Mädchen zu sich zu nehmen wünsche, damit dasselbe seine Frau in den häuslichen Geschäften unterstütze. »Mein Bruder,« sprach der Fabrikherr, »ist ein frommer, gottesfürchtiger Mann, er wird das Mädchen wie sein Kind behandeln und behüten und wird sie zugleich in der Lehre des Herrn und Heilandes unterweisen, damit auch sie der Seligkeit in Christo durch den Glauben theilhaftig wird. Es wäre eine Sünde gegen Euer Kind, wenn Ihr demselben die Gelegenheit, den Heiland zu erkennen und in ihm zu wandeln, entziehen würdet.«

Mit Freuden sagte die Mutter »Ja.« Ein besseres Loos konnte sie für ihr Kind ja nicht wünschen und sie beurtheilte den Pastor Otto nach seinem heiligen Amte so günstig und hoch, daß sie es als ein Glück ansah, daß ihr Kind in das Haus und unter die Obhut eines Pfarrers komme.

Heinrich war mit dem Entschlusse seiner Mutter einverstanden, denn einen Pfarrer war er gewöhnt hochzuachten und konnte sich nicht vorstellen, daß ein Mann anders zu leben und zu handeln vermöge, als er von der Kanzel herab zu den Leuten predige. Er ermahne ja die Gemeinde, an Gottes Wort zu glauben und darnach zu handeln, folglich müsse er es doch selbst auch thun.

Glückliche Unschuld, welche die Person noch nach dem Amte, das sie bekleidet, beurtheilt, glückliches Alter, bei welchem Reden und Handeln noch Eins sind und beide aus demselben Quell, dem Herzen, fließen! Einst kommt die Zeit, wo Du nicht mehr handeln kannst wie ein Kind, weil Du nicht mehr kindlich denken und fühlen darfst, dann wirst Du auch gewahr werden, daß Denken, Reden und Handeln im Leben nicht drei Geschwister, sondern drei Gegensätze sind, von denen ein jeder sein besonderes Ziel im Auge hat und verfolgt, dann aber, wenn Du dies erkannt hast, wird auch der schönste Theil Deines Glaubens und Vertrauens an die Menschheit geschwunden sein!

Wenige Tage darauf holte Pfarrer Otto Elisabeth aus dem Hause und den Armen ihrer Mutter ab. Die Freundlichkeit des Pfarrers nahm das Herz der Mutter gefangen und sie dankte Gott, daß er so väterlich für ihr Kind gesorgt und dieses der Obhut eines so freundlichen und frommen Mannes anvertraut habe.

Ein neues Leben begann für Elisabeth in dem Hause des Pfarrers, das ihr anfangs freilich un-

gewohnt und drückend genug vorkam. Zu Haus hatte sie, wie sie von ihren Eltern gelehrt war, Morgens und Abends ein stilles Gebet gesprochen, unbemerkt, für ihr Herz und Gott allein; in dem Hause des Pfarrers mußte Morgens und Abends zu bestimmter Stunde von jedem Hausbewohner ein von dem Pfarrer vorgeschriebenes Gebet mit lauter Stimme und auf den Knien hergesagt werden. Wie ungewohnt kam dem unschuldigen Mädchen dies vor. Es schien ihr, als ob dieses Beten nicht ein Bedürfniß des Herzens, sondern ein auf eine bestimmte Stunde des Tages festgesetzter Theil des Tagewerkes sei, das Gebet ward in ihren Augen dadurch herabgesetzt, es verlor das innig Poetische und Tröstende, es ward in Fesseln gelegt, zu einer alltäglichen Pflicht, zur Gewohnheit. Sie lernte zum ersten Male in ihrem Leben ein Gebet hersprechen, ohne sich Etwas dabei zu denken, denn schon der einzige Umstand, daß sie es laut, im Beisein Anderer sprechen mußte, hinderte sie, ihre Gedanken ruhig in das Gebet zu versenken und zu Gott empor zu richten.

Der Pfarrer pflegte nach jedem Gebet eine bald kürzere, bald längere Anrede an die Versammelten zu halten. Er eiferte dagegen, daß manche Menschen glaubten, sie müßten im Stillen und wenn sie dazu aufgelegt seien beten, aber ein solches Gebet sei nur ein Götzendienst ihres Egoismus, ein Götzendienst des eigenen Herzens, ein solches Gebet sei gottlos und Gott nicht wohlgefällig. Gott verlange, daß der Mensch zu ihm bete, der Mensch müsse sich zum Gebet

zwingen, auch wenn er nicht dazu aufgelegt sei, das Gebet sei ein Dienst, den er dem Heilande darbringe und schuldig sei, weil dieser für die Sünden der Menschen freiwillig in den Tod gegangen und darauf auferstanden und gen Himmel gefahren sei. Der Körper verlange täglich Speise und Trank, ebenso verlange der Heiland täglich das Gebet. Der Mensch müsse eine bestimmte Stunde zum Gebet wählen, damit dieser Zwang ihm lästig werde, und erst dann, wenn er mit Widerwillen zum Gebet niederkniete und trotz dieses Widerwillens bete, dann habe er wahrhaft gebetet, weil er dann die Stimme seines Fleisches zurückgedrängt und sich dem Dienst des Heilandes untergeordnet habe, dann werde aber auch der Heiland das Gebet erhören und die Sünden vergeben.

Elisabeth begriff solche Worte nicht, ihr Herz fühlte ganz anders, aber durfte sie den Worten des Pfarrers widersprechen, konnten seine Worte die Unwahrheit ausdrücken, da er ein von Gott in sein Amt gesetzter Geistlicher war! Mehr und mehr drängte sie aus frommer Scheu die Stimme ihres eigenen Herzens zurück und mehr und mehr verlernte sie zu beten, weil sie beten mußte.

Der Pfarrer widmete Elisabeth eine größere Sorgfalt und behandelte sie mit einer größeren Aufmerksamkeit, als sie erwartet hatte und als ihr, der Dienerin im Hause, zukam. Er erteilte ihr zugleich mit mehreren jungen Mädchen aus dem Dorfe täglich eine Stunde religiösen Unterricht, und wundersame Dinge vernahm sie in diesen Stunden, die ihr unschuldiges Herz nicht zu

begreifen vermochte. Manches verstand sie auch nicht, aber sie behielt doch die Worte in ihrem Gedächtniß.

Pfarrer Otto ließ in solchen Stunden seinem Eifer gegen die Freisinnigen und Nationalisten freien Lauf, er stellte sie nicht bloß als Ketzler dar, sondern als Teufel und malte den Ort, in den sie einst kommen würden, noch schrecklicher als die Hölle. »Sie sind ohne alle Rettung für ewig verloren,« sprach er, »denn sie haben keinen Glauben und nur für Den, welcher Glauben hat, ist der Heiland in den Tod gegangen, nur Deren Sünden sind vergeben,« und er sprach über die unendliche Gnade des Heilandes und Gottes. »Für unsre Sünden,« rief er scheinbar begeistert, »ist Gott Fleisch und Blut geworden und für uns selbst in den Tod gegangen, ja seine Gnade ist so unendlich, daß es Gott und dem Heilande lieb ist, wenn wir sündigen, ja sie selbst machen den Menschen zum Sünder, sie selbst lassen ihn sündigen, nur um ihn wieder erlösen und ihrer Gnade theilhaftig werden lassen zu können. Eine sündige gefallene Jungfrau, welche Glauben hat, ist Gott lieber als eine sittenreine Jungfrau, welche keinen Glauben hat, jene wird er erlösen, diese aber ist für ewig verdammt. Ja, ein Mensch, der wahrhaften Glauben an den Heiland und seine Wunden hat, der kann gar nicht sündigen, denn alle Sünden sind ihm seines Glaubens wegen schon im Voraus vergeben. Die Mutter des Heilandes selbst blieb eine reine Jungfrau, trotzdem daß sie geboren hatte, weil sie Glauben hatte, und auch Ihr,« wandte er sich zu dem Mädchen, »könnt

nicht sündigen, Ihr könnt nicht fallen, so lange Ihr Glauben habt. Glaubt und jede Schwachheit des Fleisches ist Euch schon im Voraus vergeben, ja Ihr thut dem Heilande einen Wohlgefallen dadurch, wenn Ihr schwach im Fleische seid und im Fleische sündiget, denn Ihr gebt ihm dadurch Gelegenheit, Euch im Geiste zu erlösen um Eures Glaubens willen.«

Wenn der fromme Pfarrer Otto auf solche Weise sich in seinen Religionsstunden ausgesprochen hatte, und er that es fast täglich, dann ließ er sich wie erschöpft auf einen Stuhl nieder, seine Stimme ward sanft und leise, er nannte die Mädchen nur »fromme Schwestern in dem Herrn« und forderte sie auf, ihm den Kuß der Liebe in dem Herrn zu geben. Und wenn die Mädchen errötheten und seiner Forderung nicht Folge leisteten, so stand er auf und küßte sie auf den Mund und drückte sie fest und sinnlich an seine Brust. Und die Mädchen wagten aus frommer Scheu nicht, sich zu sträuben; sprach auch die Stimme ihres Herzens dagegen, diese Stimme war ja nur ein Götze der Eigenliebe, und was der fromme Pfarrer thue, glaubten sie, sei recht; er war ja weit und breit berühmt wegen seiner Frömmigkeit, durften sie daran zweifeln? Aber der Samen, den der Pfarrer anfangs vorsichtig und leise in ihre Herzen gestreut, nachher immer dreister und kühner, keimte und wuchs schnell hervor und überwucherte alle Pflanzen der Vernunft und der inneren sittlichen Stimme, es war ja weiter kein Gärtner über den Garten ihres Herzens gesetzt als der Pfarrer, und der wollte es so. Ihm mußten sie ihre heimlich-

ten Gedanken und Gefühle beichten und sobald sie nur Glauben hatten, verzieh er ihnen Alles im Namen des Heilandes.

Der Fabrikherr Otto besuchte jetzt öfter, als er früher gethan, seinen Bruder und mit Freude vernahm er, daß Elisabeth eine fromme, gläubige Magd geworden sei, und er war freundlich und zuvorkommend gegen sie. Durch ihn erfuhr der Pfarrer auch zuerst, daß Schröter für das von den Juden geliehene Geld das alte Försterhaus gekauft und es auf Richter's Namen habe schreiben lassen, und er knirschte vor Wuth, denn nun waren all seine Pläne, Schröter zu verderben, vernichtet, und so viel die beiden Brüder nachsannen, einen neuen Plan vermochten sie für den Augenblick nicht zu entwerfen, sie beschlossen indeß, daß der Jude Schröter die dargeliehene Summe unverzüglich kündigen solle, um Schröter dadurch wenigstens in eine unangenehme Verlegenheit zu bringen.

Ohne es aber zu ahnen, hatten sie Schröter dadurch nur einen Gefallen erwiesen, denn es war ihm selbst unangenehm, daß er sich, vom Augenblicke gedrängt, an den Juden gewandt hatte, aber er dachte damals nur daran, seinem Freunde eine Ueberraschung zu bereiten. Noch vor dem gekündigten Termin zahlte Schröter dem Juden das Geld, welches ihm ein Freund in der Stadt geliehen hatte, zurück, und auf sein Drängen gestand ihm der Jude, daß er das Geld von dem Pfarrer Otto empfangen, und daß dieser es zurück verlangt habe. — Schröter mußte über den Gefallen, den ihm Otto wider seinen Willen er-

wiesen, lachen, aber er ward auch zugleich darauf aufmerksam, wie fein und heimlich der fromme Mann die Schlingen legte, in denen er ihn zu fangen gedachte. Je mehr er ihn aber verachtete, um so weniger fürchtete er ihn. Er wußte indeß, daß Otto seinen Freund Richter ebenso hasse, wie ihn selbst und für Richter war er besorgt. »Dieser gute Junge,« sprach er zu sich selbst, »ist nicht dazu gewappnet, solchen Niederträchtigkeiten zu begegnen. Weil er selbst eine so treue, ehrliche Haut ist, traut er auch anderen Menschen stets das Beste zu und er ließe sich offen fangen, da muß ich selbst für ihn Sorge tragen. Er sitzt zwar einstweilen auf seinem alten Waldschlosse sicher und warm, aber es kann ihn nicht ernähren, wenn seine Schriftstellerei einmal nicht blühen und Frucht tragen will und das kann leicht kommen, denn die Buchhändler haben oft Launen, die eben so groß sind als die Lücken in ihren Geldbeutel. Ich muß für ihn sorgen, er muß trotz Otto und Consistorium eine Pfarrstelle haben, eine gute bequeme Stelle; Ellis muß sie ihm verschaffen.«

Schröter beschloß, sogleich in den nächsten Tagen nach der Stadt zu reisen und dem Herrn Consistorialrath einen Besuch abzustatten; ein unvorhergesehener Vorfall kam indeß hinzu, um diesen Vorsatz zu beschleunigen. —

Dieses Mal ist er unschuldig

Schröter hatte den Pastor Binder besucht und da es, als er wieder heimkehren wollte, heftig an zu regnen fing, hatte er den Bitten des kleinen Pfar-

rers nachgegeben und war die Nacht über bei ihm geblieben. Als er am folgenden Morgen heimkehrte und in sein Zimmer trat, bemerkte er zu seinem Schrecken, daß sein Schreibsecretair erbrochen war. Bei genauerem Nachsehen fand er, daß sämmtliche Schreibereien, Briefe und eine nicht unerhebliche Summe Geldes gestohlen waren.

Eine daneben stehende Commode war gleichfalls erbrochen. Die darin liegenden Kleidungsstücke waren durchsucht und lagen in Unordnung, von ihnen fehlte indeß keins. Mehre werthvolle Gegenstände des Zimmers waren gleichfalls unberührt gelassen, und aus allen diesen Zeichen vermuthete Schröter, daß der Dieb, der eine Fensterscheibe eingedrückt hatte und dann durch das geöffnete Fenster in die Stube gestiegen war, kein gewöhnlicher Spitzbube sei und es vorzugsweise auf seine Schreibereien und Briefe abgesehen habe. Eine silberne Uhr, welche gleichfalls offen in dem Secretair gelegen, war nicht mit gestohlen.

Da unter den Briefen sich auch die befunden hatten, welche von dem Consistorialrath Ellis herührten und mit denen er diesen eingeschüchtert hatte, so fiel sogleich der Verdacht auf diesen.

»Ja, warten Sie nur, Sie schlauer Herr Consistorialrath,« rief Schröter, »das war zu grob angelegt; die Fährte führt zu deutlich in Ihren Bau, als daß ich sie nicht sogleich hätte finden sollen. Sie glauben nun sicher vor mir zu sein, nun ich nicht mehr im Besitz Ihrer Briefe bin, aber es soll Ihnen wenig helfen, denn denjenigen Brief, der Ihren edlen Charakter am besten und meisten

bloslegt, den habe ich noch, und er allein würde hinreichen, Sie in's Zuchthaus zu fördern. – Aber dumm, dumm, daß auch meine übrigen Briefe und namentlich mein Tagebuch mit gestohlen sind. Es steht zwar keine solche Schandthat darin, wie in den Briefen des Herrn Consistorialraths, aber ich habe soviel dummes Zeug darin geschrieben, was für keinen Anderen bestimmt war. – Siehst Du Schröter,« fuhr er nach kurzer Zeit zu sich selbst fort, »siehst Du nun endlich ein, daß du ein sehr großer Narr gewesen bist, all' Deine Gedanken und Gefühle stets zu Papier zu bringen, als ob sie gedruckt und der dankbaren Nachwelt überliefert werden sollten. – Du glaubtest, es werde sie nie Jemand zu Gesicht bekommen und nun sitzt der Herr Consistorialrath vielleicht schon darüber und macht Studien daraus. Nun siehst Du, was Du für ein dummer Esel gewesen bist,« und er schlug sich bei diesen Worten vor die Stirn. Mit der ihm eigenthümlichen Entschlossenheit setzte er sich jedoch schnell über seinen Verlust hinweg und sann sogleich über die Schritte, die er nun zu thun habe, nach.

Er beschloß dem Gerichte keine Anzeige davon zu machen, »denn,« sagte er zu sich selbst, »erstens hilft es zu nichts, und wenn es wider Vermuthen etwas helfen sollte, so würde das Gericht in den Besitz Deiner Papiere und Briefe kommen und sie vielleicht lesen, was Dir noch unangenehmer wäre, als der jetzige Verlust; zudem gönne ich auch den vertrockneten Actenköpfen den Genuß nicht, in meinem Tagebuche zu blättern und schöne Gedanken daraus zu schöpfen. Ich selbst

will die Nachforschungen anstellen; selbst ist der Mann,« und er steckte den Brief des Consistorialraths in die Tasche, schwang sich auf sein Pferd und eilte der Stadt zu.

Sogleich am folgenden Morgen ging er zu Ellis, der ihn mit zuvorkommender Artigkeit empfing. Schröter schaute ihm forschend in die Augen, aber er vermochte aus dem kummervollen ängstlichen Gesichte desselben nichts zu lesen.

»Sie ahnen vielleicht, weshalb ich zu Ihnen komme, Herr Consistorialrath Ellis?« brach Schröter das Schweigen.

»Nein, Herr Schröter, nein, ich weiß es nicht,« erwiderte der Consistorialrath.

»Ich bitte Sie, Herr Consistorialrath, besinnen Sie sich, Sie wissen es und müssen es wissen,« sprach Schröter, indem er ihm fest in's Auge blickte.

»Ich weiß es nicht. Betrifft es die Herrn Richter von mir zugesagte Pfarrstelle, so ist es mir bis jetzt noch nicht möglich gewesen, mein Versprechen zu halten.«

»Daß meine ich zunächst nicht,« entgegnete Schröter, »es giebt noch eine andere und mich selbst betreffende Angelegenheit.«

»Ich weiß wirklich keine,« wiederholte der Consistorialrath.

»Nicht? Nun ich will Ihrem Gedächtniß zu Hülfe kommen. Ich bin vorige Nacht bestohlen, Herr Consistorialrath,« sprach Schröter, ihn forschend ansehend, »alle meine Papiere und Briefe sind mir entwendet, und – auch Ihre Briefe sind darunter.«

»Meine Briefe,« fragte der Consistorialrath sichtbar erschrocken, »meine Briefe?«

»Ja wohl, Ihre Briefe, außer diesem einen, der indeß hinreicht, Alles aufzudecken, wenn Sie mich nöthigen, das Gericht in Anspruch zu nehmen. Und Sie wissen von diesem Diebstahl nichts, Herr Consistorialrath, Sie wissen gar nichts von ihm?«

»So wahr ein Gott über mir ist,« betheuerte Ellis, die Hand auf das Herz legend, »ich weiß nichts davon.«

»Ich bitte Sie, Herr Consistorialrath,« erwiderte Schröter mit verachtendem Lächeln, »schwören Sie nicht, denn um so weniger bin ich geneigt, Ihnen zu glauben, berufen Sie sich nicht auf Gott, da ich weiß, Sie glauben nicht an ihn.«

Der Consistorialrath sprang unwillig auf. »Herr Schröter,« sagte er mit lauter und ernster Stimme, indem er würdevoll vor ihn hintrat, »ich habe mich schwer vergangen, ich habe schwer gebüßt und bin gedemüthigt dadurch, daß ich in Ihre Hand und Ihren Spott gegeben bin; aber ich habe mit meinem früheren Leben abgeschlossen und hoffe durch ein bußfertiges Leben Gottes Vergebung zu erlangen. Rütteln Sie nicht an meinem Glauben an einen Gott, ich habe viel von Ihnen ertragen, aber dies werde ich nicht ertragen, ich werde es nicht. Ich erwarte Vergebung von Gottes Gnade und ich glaube an einen Gott über uns.«

Schröter schwieg einen Augenblick. Die Art und Weise, in welcher der Consistorialrath ihm so entschlossen entgegentrat, gefiel ihm; aber er war noch nicht mit sich Eins, ob diese Entschlos-

senheit wirklich ein Ausdruck der Wahrheit oder nur eine um so größere Frechheit sei. »Also nur weil Sie Gnade erwarten,« erwiderte er ruhig, »glauben Sie an Gott, nur deshalb, und nicht aus innerem Drange?«

»Nein, nein,« rief Ellis, aus wirklichem inneren Drange. »Mag mich auch das Bewußtsein meiner Schuld erst zu Gott zurück geführt haben; ich will es nicht läugnen, ich bin lange Zeit verblendet gewesen, aber jetzt ist mein Glaube ein wahrhaftiger und er gilt mir höher als Amt und Stellung, als Ehre und Leben; ich lasse nicht an ihm rütteln, auch von Ihnen nicht, junger Mann, mag es kommen wie es will, ich bin schon unglücklich genug!«

Der Consistorialrath hatte diese Worte mit großer Heftigkeit gesprochen, seine bleichen Wangen hatten sich geröthet und er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

Nicht ohne innere Bewegung schaute Schröter ihn an. »Herr Consistorialrath,« sprach er endlich, »ich habe der frommen Heuchelei gespottet, ich weiß aber das Unglück, auch wenn es selbst verschuldet ist, zu achten, ist Ihre Gesinnung wirklich so, wie Sie gesprochen, so werde ich Ihnen zuerst die Hand wieder darreichen; aber jetzt sprechen Sie aufrichtig, wissen Sie um den Diebstahl? Bedenken Sie, daß Sie keinen Gewinn daraus zu ziehen vermögen, so lange ich im Besitz dieses einen Briefes bin; sprechen Sie aufrichtig!«

»Nein, ich weiß nichts davon, so wahr mir Gott helfen möge,« erwiderte der Consistorialrath mit ernster, ruhiger Stimme.

»Ich glaube Ihnen,« sprach Schröter, »Ihre eigenen Briefe sind mir mit entwendet, es muß deshalb auch Ihnen daran gelegen sein, den Thäter zu entdecken, und ich bitte Sie, ganz im Geheimen Alles anzuwenden, um zu erfahren, wer der Dieb ist.«

»Haben Sie keine Vermuthung, keinen Verdacht?« fragte Ellis.

»Ich hatte einen, aber ich habe mich geirrt, und es ist mir sehr lieb, daß ich mich geirrt habe. Es ist kein gewöhnlicher Dieb gewesen, Werthsachen hat er unberührt gelassen, nur mein Geld und meine sämtlichen Papiere und Briefe hat er mit sich genommen.«

»Und wem könnte vor Allem daran gelegen sein, Ihre Papiere und Briefe zu besitzen?« fragte Ellis weiter.

»Außer Ihnen weiß ich in der That Niemand,« antwortete Schröter, »denn daß sich Briefe von Ihnen dabei befanden, wußte außer Ihnen Niemand, und meine Papiere und Briefe sind für jeden Anderen ohne allen Werth, wenn ich sie auch sehr ungern misse.«

»Nehmen Sie die Hilfe der Polizei in Anspruch,« rieth Ellis, aber Schröter erwiderte ihm lächelnd: »Sie vergessen, daß Ihre Briefe dabei sind, und daß die Polizei sie wahrscheinlich lesen würde. Um Ihretwillen werde ich es nicht thun.«

Eine verlegene Röthe überflog daß Gesicht des Consistorialraths; er versprach indeß, Alles, was in seiner Macht stände, zur Ermittlung des Diebes aufzuwenden.

»Ihr eigenes Interesse erfordert es,« sprach

Schröter, »aber ich habe noch eine Bitte an Sie zu richten, sie betrifft meinen Freund Richter. Haben Sie noch keine Stelle für ihn? Er ist zwar für den Augenblick hinlänglich versorgt, aber er selbst würde ruhiger leben, wenn er eine sichere Stelle hätte, deshalb wünsche ich es sehr; Sie können ihm dreist eine Pfarre anvertrauen, er ist besser, als Sie denken,« fügte er lächelnd hinzu.

»Bis jetzt war es mir unmöglich, mein Versprechen zu lösen,« erwiderte Ellis, »aber jetzt ist die Stelle in D. vacant und ich werde Alles aufbieten, daß Ihr Freund sie erhält.«

»Gut, gut, Herr Consistorialrath, thun Sie das, ich werde dann nicht undankbar gegen Sie sein. Die Stelle in D. entspricht ganz meinen und Richters Wünschen.«

»Ist es wahr,« fragte Ellis nach kurzem Schweigen, »daß Sie für Ihren Freund das alte Försterhaus gekauft und es ihm geschenkt haben?«

»Ja.«

»Und wodurch ist Richter Ihnen ein so lieber Freund geworden, daß Sie ihm ein solches Opfer bringen?«

»Ich habe ihm kein Opfer gebracht,« gab Schröter zur Antwort; »oder ist es ein Opfer, wenn wir unseren Freunden beistehen und ihnen eine Freude machen wollen? Richter ist mein Freund, weil er ein kreuzbraver und treuer Mensch ist.«

»Ich glaube, ich habe Sie beide verkannt,« erwiderte Ellis.

»Und aus welchem Grunde?« fragte Schröter.

»Weil der Pastor Otto Sie mir einst ganz anders geschildert hatte, und ihm habe ich geglaubt,